

*DIE*  
*VERBORGENEN*  
*Früchte*



ANAÏS NIN

*DIE*  
*VERBORGENEN*  
*Früchte*

Aus dem Englischen von Gisela Stege



EROTIK-BIBLIOTHEK

Die Originalausgabe LITTLE BIRDS erschien 1979 im  
Harcourt Brace, New York

*Umweltbinweis:*

Dieses Buch wurde auf chlor- und  
säurefreiem Papier gedruckt

2. Auflage

Lizenzausgabe des Wilhelm Heyne Verlags  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München,  
für die BILD-Erotik-Bibliothek 2006

Copyright © by Rupert Pole, Anaïs Nin Trust

Copyright © 1983 der deutschsprachigen Ausgabe  
by Scherz Verlag, Bern und München

Printed in Germany 2006

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN-10: 3-453-69905-X

ISBN-13: 978-3-453-69905-2

<http://www.heyne.de>

## Vorwort

*Es ist eine* interessante Tatsache, daß nur sehr wenige Schriftsteller aus eigenem Antrieb erotische Erzählungen oder Bekenntnisse niedergeschrieben haben. Sogar in Frankreich, wo die Erotik angeblich eine so wichtige Rolle spielt, sahen sich die Autoren, die so etwas doch taten, lediglich von der Not dazu gezwungen – der Geldnot.

Die Erotik im Rahmen eines Romans oder einer Erzählung zu Wort kommen zu lassen, ist eines; sich ausschließlich mit ihr zu beschäftigen jedoch ganz etwas anderes. Ersteres ist wie das Leben selbst. Es ist, möchte ich sagen, etwas Natürliches, Aufrichtiges, wie in den sinnlichen Passagen bei Zola oder Lawrence. Sich aber ausschließlich auf die Sexualität zu konzentrieren, ist unnatürlich. Das gleicht dann etwa dem Leben einer Prostituierten, einer anomalen Betätigung also, aufgrund derer sich die Prostituierte schließlich von der Sexualität abkehrt. Vielleicht ist den Schriftstellern das bekannt. Und vielleicht haben sie deshalb, wie auch Mark Twain, nur gerade *ein* Bekenntnis, höchstens ein paar Erzählungen geschrieben, um auf diese Weise ihre Aufrichtigkeit

den Dingen des Lebens gegenüber unter Beweis zu stellen.

Doch was geschieht mit einer Gruppe von Schriftstellern, die so dringend Geld benötigen, daß sie sich ausschließlich der Erotik widmen? Wie wirkt sich diese Tatsache auf ihr Leben, auf ihre Einstellung der Welt gegenüber, auf ihre Arbeit aus? Wie wirkt es sich auf ihr Sexualleben aus?

Dabei muß ich zunächst erklären, daß ich die Beichtmutter einer derartigen Gruppe war. In New York ist alles stets härter, grausamer als anderswo. Ich mußte mich um viele Menschen, um viele Probleme kümmern, und da ich im Wesen sehr stark George Sand ähnelte, die ganze Nächte hindurch schrieb, um ihre Kinder, Liebhaber und Freunde versorgen zu können, mußte ich unbedingt Arbeit finden. So wurde ich, was ich als «Madame» eines ungewöhnlichen Hauses literarischer Prostitution bezeichnen möchte. Es war eine überaus künstlerisch ausgestattete *maison*, muß ich sagen, ein einziger Raum, ein Atelier mit Oberlichtfenstern, die ich derart bemalte, daß sie wie Fenster einer heidnischen Kathedrale wirkten.

Bevor ich meinen Beruf ergriff, galt ich als Dichterin, als eine unabhängige Frau, die nur zu ihrem Vergnügen schrieb. Es kamen viele junge Schriftsteller und Dichter zu mir. So unterschiedlich sie in ihrem Wesen, ihren Neigungen, Gewohnheiten und Lastern auch waren, eines hatten sie alle gemeinsam: Sie waren arm. Verzweifelt arm. Nicht selten ver-

wandelten sie meine *maison* in ein Caféhaus, das sie hungrig, schweigend aufsuchten, und dann aßen wir Haferflocken, weil das am billigsten war und man behauptete, es mache stark.

Die meisten Erotika wurden mit leerem Magen geschrieben. Nun wird durch den Hunger in hohem Maße die Phantasie angeregt; er produziert keine sexuellen Kräfte, und die sexuellen Kräfte produzieren keine außergewöhnlichen Erlebnisse. Je größer der Hunger, desto größer das Verlangen – wie bei Gefangenen, wild und quälend. Daher lebten wir in einer für das Gedeihen der Blume Erotik absolut perfekten Welt.

Gewiß, wenn man zu lange hungert, wird man zum Tramp. Die Männer, die entlang des East River, an der Bowery in Hauseingängen schlafen, haben, wie es heißt, überhaupt kein Geschlechtsleben. Diesen Zustand jedoch hatten meine Schriftsteller – obwohl einige von ihnen an der Bowery wohnten – bisher noch nicht erreicht.

Und ich – ich hatte meine richtige schriftstellerische Arbeit aufgegeben, als ich mich auf die Suche nach der Erotik machte. Dies sind nun meine Abenteuer in jener Welt der «Prostitution». Sie aus mir herauszuholen, war anfangs nicht leicht. Denn das Geschlechtsleben liegt bei uns allen – den Dichtern, Schriftstellern, Malern – unter vielen Schichten verborgen. Es gleicht einer verschleierte Frau: halb erträumt.





## *Kleine Vögel*



*Manuel und seine* Frau waren arm, daher fanden sie, als sie in Paris eine Wohnung suchten, nur zwei finstere Zimmer im Souterrain, die auf einen kleinen, luftlosen Hinterhof hinausgingen. Manuel war traurig darüber, denn er war Maler und hatte hier kein richtiges Licht für seine Arbeit. Seiner Frau war es gleichgültig; sie ging jeden Tag in den Zirkus, um ihre Trapeznummer zu trainieren.

In diesen dunklen, halb unterirdischen Räumen bekam sein gesamtes Leben den Anstrich einer Gefangenschaft. Das Concierge-Ehepaar war steinalt, und die Mieter hatten anscheinend beschlossen, ein Altersheim aus dem Haus zu machen.

So wanderte Manuel durch die Straßen, bis er eines Tages ein Schild entdeckte: Zu vermieten. Man zeigte ihm zwei Dachkammern, die zwar wie ein Elendsquartier aussahen, doch eines der Zimmer hatte eine Terrasse, und als Manuel auf diese Terrasse hinaustrat, schlug ihm der Lärm spielender Kinder entgegen. Auf der anderen Straßenseite lag eine Schule, und die Mädchen verbrachten die Pause auf dem Hof unmittelbar unterhalb seiner Terrasse.

Mit glühenden Wangen und aufkeimendem Lächeln sah Manuel ihnen eine Weile zu. Ein leichtes Zittern überfiel ihn, wie bei einem Mann, den große Freuden erwarten. Am liebsten hätte er die Wohnung sofort bezogen, doch als er Thérèse am Abend überredet hatte, mit ihm zu kommen und sie sich anzusehen, fand sie dort nichts weiter als zwei unbewohnbare, schmutzstarrende und verwahrloste Kammern. Immer wieder sagte Manuel: «Aber hier ist wenigstens Licht, hier habe ich das richtige Licht zum Malen; und außerdem gibt es eine Terrasse.» Thérèse antwortete achselzuckend: «Ich will aber nicht hier wohnen.»

Da wurde Manuel zum Handwerker. Er kaufte Farbe, Kleister, Holz. Er mietete die beiden Zimmer und machte sich daran, sie zu renovieren. Er hatte nie gern gearbeitet, doch diesmal nahm er sich vor, die beste Zimmermanns- und Anstreicherarbeit zu leisten, die man jemals gesehen hatte, um die Wohnung schön genug für Thérèse zu machen. Während er strich, reparierte, klebte und hämmerte, hörte er auf dem Schulhof unten das Lachen der kleinen Mädchen. Aber er nahm sich zusammen, wartete auf den richtigen Augenblick. Er erging sich in Phantasievorstellungen darüber, wie sein Leben in dieser Wohnung, gegenüber der Mädchenschule, wohl aussehen würde.

Innerhalb von zwei Wochen war die Wohnung verwandelt. Die Wände leuchteten schneeweiß, die Türen schlossen, die Schränke konnten benutzt wer-

den, die Löcher im Fußboden waren verschwunden. Dann holte er Thérèse. Sie war überwältigt und sofort zum Umzug bereit. Innerhalb eines Tages wurden ihre Habseligkeiten auf einem Karren gebracht. In dieser neuen Wohnung, erklärte Manuel, könne er malen, weil er genügend Licht habe. Fröhlich und völlig verändert tanzte er in den Zimmern umher. Thérèse war glücklich, als sie ihn so sah.

Am nächsten Morgen, als ihre Sachen immer noch erst zur Hälfte ausgepackt waren und sie ohne Bettwäsche geschlafen hatten, begab sich Thérèse zu ihrem Trapeztraining und überließ Manuel das Aufräumen. Statt jedoch auszupacken, verließ er das Haus und ging zum Vogelmarkt, wo er das Geld, das Thérèse ihm für den Einkauf von Lebensmitteln gegeben hatte, für einen Käfig und zwei tropische Vögel ausgab. Dann kehrte er nach Hause zurück und hängte den Käfig draußen auf die Terrasse. Eine Weile blickte er zu den spielenden Kindern hinab und genoß den Anblick der Mädchenbeine unter den flatternden Röcken. Wie sie bei ihren Spielen übereinanderfielen, wie ihre Haare beim Laufen flogen! Schon begannen sich die Rundungen der winzigen, knospenden Brüste abzuzeichnen. Sein Gesicht war gerötet; er säumte nicht länger. Manuel hatte einen Plan, der zu perfekt war, um ihn noch aufzugeben. Drei Tage lang gab er das Lebensmittelgeld für alle möglichen Vögel aus, die Terrasse wimmelte nur so von ihnen.

Jeden Morgen um zehn ging Thérèse zu ihrem

Training, und die Wohnung war voller Sonnenlicht, voll Lachen und den fröhlichen Rufen der kleinen Mädchen.

Am vierten Tag trat Manuel auf die Terrasse hinaus. Um zehn hatten die Kinder große Pause. Der Schulhof war belebt. Für Manuel war es eine Orgie von Beinen und kurzen Röckchen, unter denen man beim Spielen die weißen Höschchen hervorblitzen sah. Fieberhafte Erregung packte ihn, als er da zwischen den Vögeln stand, doch schließlich hatte sein Plan Erfolg: Die kleinen Mädchen blickten zu ihm empor.

«Kommt doch herauf und seht sie euch an!» rief Manuel. «Ich habe Vögel aus der ganzen Welt. Sogar einen aus Brasilien, der einen Affenkopf hat.»

Die Kinder lachten, doch nach der Schule kamen ein paar von ihnen, von Neugier getrieben, zu ihm in die Wohnung heraufgelaufen. Da Manuel fürchtete, Thérèse könne plötzlich auftauchen, zeigte er ihnen tatsächlich nichts als die Vögel, über deren bunte Schnäbel, Possen und seltsame Laute sie sich amüsierten. Er ließ sie ruhig schwatzen und staunen, damit sie sich an die Umgebung gewöhnten.

Als Thérèse um halb zwei nach Hause kam, hatte er den Mädchen das Versprechen abgenommen, ihn schon am nächsten Mittag gleich nach der Schule abermals zu besuchen.

Zur verabredeten Zeit erschienen sie, um wieder den Vögeln zuzusehen – vier kleine Mädchen unterschiedlicher Größe: eine mit langem Blondhaar,

die andere mit Locken, die dritte rundlich und träge, die vierte schlank, scheu, mit großen Augen.

Als sie da standen und die Vögel bewunderten, wurde Manuel immer nervöser und erregter. «Entschuldigt mich», sagte er daher, «ich muß pinkeln.»

Er ließ die Toilettentür offen, damit sie ihn sehen konnten. Aber nur eine von ihnen, die schlanke, scheue, wandte den Kopf und richtete den Blick auf ihn. Manuel stand mit dem Rücken zu den Kindern, blickte aber über die Schulter zurück, um zu sehen, ob sie ihn beobachteten. Als er das scheue Mädchen mit den riesigen Augen bemerkte, wandte sie schnell den Blick ab. Manuel mußte seine Hose schließen. Er wollte sich nicht durch eine Unvorsichtigkeit das Vergnügen verderben. Dies war jetzt genug für heute.

Die großen Augen, deren Blick sich auf ihn gerichtet hatten, verfolgten ihn den ganzen Tag; verträumt präsentierte er seinen ruhelosen Penis dem Spiegel wie ein Stück Zuckerwerk, eine Frucht oder ein Geschenk.

Manuel war sich durchaus bewußt, daß die Natur ihn, was die Größe betraf, verschwenderisch ausgestattet hatte. Es traf zwar zu, daß sein Glied erschlaffte, sobald er sich einer Frau näherte, sobald er sich zu einer Frau legte; es traf zwar zu, daß es ihn im Stich ließ, sobald er Thérèse geben wollte, was sie verlangte; aber es traf auch zu, daß dieser Penis, sobald eine Frau ihn nur betrachtete, zu überwäl-

tigenden Proportionen anschwell und sich überaus kraftvoll gab. Dann zeigte er sich von seiner besten Seite.

Während der Stunden, in denen die Mädchen in ihren Klassenzimmern saßen, frequentierte er die *pissoirs* von Paris, von denen es so unendlich viele gab – jene kleinen, runden Pavillons, türenlose Labyrinth, aus denen ständig Männer kamen, die sich ungeniert die Hose zuknöpfen, während sie einer eleganten Dame dreist ins Gesicht starrten, einer vornehmen Dame, die nicht gleich merkte, daß dieser Mann aus dem *pissoir* kam, und die dann schamhaft den Blick senkte. Dieses Spiel gehörte zu Manuels größten Freuden.

Zuweilen stand er auch am Urinbecken und blickte an den Häusern empor, wo vielleicht eine Frau am Fenster oder Balkongitter lehnte, die von dort oben sehen konnte, wie er seinen Penis in der Hand hielt. Von Männern beobachtet zu werden, bereitete ihm kein Vergnügen, sonst hätte er sich wie im Paradies gefühlt, denn die Männer verstehen es alle geschickt, ruhig vor sich hinzupinkeln und dabei den Nachbarn bei der gleichen Verrichtung zu beobachten. Und kleine Jungen kamen oft nur herein, um sich gegenseitig bei dieser Handlung zuzusehen oder sogar zu helfen.

An dem Tag, an dem ihn das scheue Mädchen angesehen hatte, war Manuel glücklich. Er meinte, von nun an werde es ihm leichter fallen, sich zu befriedigen – *wenn* er sich beherrschen könne. Er



fürchtete vor allem das ungestüme Begehren, das ihn überfiel, den Drang, sich zu zeigen, koste es, was es wolle; denn damit würde er alles verderben.

Jetzt wurde es Zeit für den nächsten Besuch, und schon kamen die Mädchen die Treppe heraufgestürmt. Manuel hatte sich in einen Kimono gehüllt, der sich zuweilen wie zufällig öffnete.

Die Vögel machten ihre Sache gut; sie keiften, schnäbelten und zankten sich. Manuel stand hinter den Mädchen. Unversehens öffnete sich sein Kimono, und als ihn langes, blondes Haar berührte, verlor er den Kopf. Statt seinen Kimono zu schließen, öffnete er ihn noch weiter, und als die Mädchen sich zu ihm umdrehten, sahen sie ihn alle da stehen: beinah wie in Trance, mit seinem riesigen, steil aufgerichteten Glied, das sich ihnen prall entgegenreckte. Sie schreckten zusammen wie kleine Vögel und liefen davon.



*Die Frau in den Dünen*



*Louis konnte nicht* schlafen. Er wälzte sich im Bett auf den Bauch, barg das Gesicht im Kopfkissen und rieb sich an den heißen Laken, als liege er auf einer Frau. Als diese Reibung jedoch die Glut in seinem Körper nur schürte, hielt er inne.

Er stieg aus dem Bett und sah auf die Uhr. Zwei Uhr nachts. Was konnte er tun, seine fiebernde Erregung zu lindern? Er verließ sein Atelier. Der Mond schien so hell, daß er die Straßen deutlich erkennen konnte. Im Ort, einem Küstendorf der Normandie, gab es zahlreiche kleine Hütten, die man für eine Nacht oder eine Woche mieten konnte. Louis wanderte ziellos umher.

Dann sah er, daß in einer Hütte Licht brannte. Sie stand abseits, im Wald. Es verwunderte ihn, daß jemand noch so spät auf war. Lautlos, der Klang seiner Schritte vom Sand verschluckt, näherte er sich. Die Jalousien waren heruntergelassen, aber nicht fest geschlossen; daher konnte er ins Zimmer hineinsehen. Und seinem Blick bot sich eine höchst erstaunliche Szene: ein sehr breites Bett, überhäuft mit Kissen und zerwühlten Decken, als habe auf ihm

bereits ein Kampf stattgefunden; ein Mann, der wie ein Pascha im Harem bequem an einem Kissenberg lehnte, gelassen und zufrieden, nackt, die Beine ausgestreckt; und eine Frau, ebenfalls nackt, von der Louis nur den Rücken sah, die sich vor diesem Pascha wand und schlängelte und so großes Vergnügen an dem fand, was sie mit ihrem Kopf zwischen seinen Beinen tat, daß ihr Hinterteil bebte und zuckte, daß sich die Muskeln ihrer Beine spannten, als mache sie sich sprungbereit.

Dann und wann legte der Mann ihr die Hand auf den Kopf, als wolle er ihrer Raserei Einhalt tun. Er versuchte, sich ihr zu entziehen. Da sprang sie jedoch behende auf und kauerte sich über sein Gesicht. Jetzt machte er keine Bewegung mehr. Sein Gesicht befand sich unmittelbar unter ihrem Geschlecht, das sie ihm, vorgebeugt und den Bauch herausgepreßt, offen darbot.

Da er sich unter ihr nicht rühren konnte, war sie es, die sich seinem Mund näherte, der sie bis jetzt noch nicht erreicht hatte. Louis sah, wie das Geschlecht des Mannes sich aufrichtete und anschwell, wie er versuchte, sie ganz zu sich herabzuziehen. Doch sie verhielt dicht über ihm und genoß den Anblick ihres eigenen schönen Leibes, ihrer Haare und ihres Geschlechts, die seinem Mund so nahe waren.

Dann senkte sie sich langsam auf ihn nieder und beobachtete mit geneigtem Kopf, wie sein Mund zwischen ihren Beinen verschwand.